

FLEA

Mit Julia Kautz und Sascha Wernicke



IM BUS GANZ HINTEN

EINE DEUTSCHE GESCHICHTE

riva

FLEA

Mit Julia Kautz und Sascha Wernicke

IM BUS GANZ HINTEN

FLEA

Mit Julia Kautz und Sascha Wernicke

IM BUS GANZ HINTEN **EINE DEUTSCHE GESCHICHTE**

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@rivaverlag.de

1. Auflage 2015

© 2015 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

© der Originalausgabe 2011 riva Verlag

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Matthias Teiting, Duisburg

Umschlaggestaltung: Fler, Berlin

Umschlagabbildungen: Murat Aslan, Berlin

Abbildungen im Bildteil: privat (Seite 1–4), Frank Lothar Lange (Seite 5–6, Seite 7 unten),

Murat Aslan (Seite 7 oben, Seite 8)

Satz: HJR – Jürgen Echter, Landsberg am Lech

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-86883-585-4

ISBN E-book (PDF): 978-3-86413-094-6

ISBN E-book (EPUB, Mobi): 978-3-86413-008-3

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter
www.muenchner-verlagsgruppe.de

Alles, was ich in diesem Buch erzähle, habe ich tatsächlich so erlebt. Da ich mit meiner Geschichte jedoch niemandem schaden möchte, habe ich einen großen Teil der Namen durch Pseudonyme ersetzt und auch einige Orte und Straßen abgeändert.

Abdruck der Liedtexte mit freundlicher Genehmigung der Musikverlage

»Mama is nich stolz auf mich«

Lyrics: Patrick Losensky, Music: Thomas Kessler/Gerrit Weißendorf; Copyright Control

»Böser Engel«

Lyrics: Patrick Losensky, Music: Haschim Elobied © Sony/ATV Music Publishing GmbH; Ed. Takeova /Arabella Musikverlag GmbH

»Neue Deutsche Welle 2005«

Music & Lyrics: Patrick Losensky, Ferdinand Bolland, Johann Hoelzel, Kilian Mues, Paul Neumann, Robert Bolland © 2005 Ed. Aquarium / Universal Music Publishing GmbH; Edition Felony Business der EMI Music Publishing Germany GmbH; Sony/ATV Music Publishing GmbH/Copyright Control

INHALT

Prolog	9
1. Kapitel: Aller Anfang ist hart	11
2. Kapitel: Schwer erziehbar	26
3. Kapitel: Psychopath!	66
4. Kapitel: Abgeschoben	88
5. Kapitel: Sprühen, klauen, ficken	106
6. Kapitel: Voll auf Aggro	153
7. Kapitel: Jackpot, ich bin Rapstar!	170
8. Kapitel: Absturz	211
9. Kapitel: Versöhnung und Auferstehung	242
Epilog	271

PROLOG

In diesem Buch erzählt Patrick Losensky – besser bekannt als Deutsch-Rapper Fler – seine Geschichte. Die Kindheit im Getto, sein Aufstieg als Musiker, sein Fall und schließlich seine Wiederauferstehung. Eigentlich geht es jedoch um noch viel mehr: Diese Geschichte handelt von einer ganzen Generation, von einer Gesellschaftsschicht, die nicht in München-Grünwald, Berlin-Mitte oder Hamburg-Eppendorf lebt. Diese Jugendlichen wohnen in Vierteln, die man sonst nur ungern betritt. Dort ist es grauer als woanders – zumindest wenn man von den Graffitis absieht. Ihr Leben ist bestimmt von Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Armut. Nach der Liebe sucht man in diesen Vierteln eher vergeblich. Die Getto-Kids haben viel zu erzählen, aber sie schreiben ihre Storys nicht auf. Sie sprechen normalerweise nicht über ihren Alltag, weil sie Angst haben, abgestempelt zu werden. Fler hat dem Getto nun seine Stimme geliehen. Er erzählt von einem Leben, das nie einfach gewesen ist und von dem er sich trotzdem nicht hat unterkriegen lassen. Ein Leben zwischen Einsamkeit, Psychiatrie und dem ganz großen Ruhm. Er beweist mit seiner Geschichte, dass man auch rauskann aus dem Scheiß seiner Kindheit und Jugend. Wenn man nur hart genug dafür kämpft. Fler hat es geschafft, und gleichzeitig bleibt er für immer einer von ihnen. Denn wie heißt es so schön: Du kriegst den Jungen aus dem Getto, aber das Getto nicht aus ihm.

1. **ALLES ANFANG IST HART**

Psycho!

Ich stehe jetzt hier und schreie. Ich schreie diesen beschissenen Gang zusammen. Meine Stimme ist so laut, dass sie vermutlich noch durch die Fenster auf der Straße zu hören ist. Ich spüre die Wut als Rauschen in meinem Kopf. Ich will hier raus. Hier drinnen kann mir eh keiner helfen, niemand kann mir helfen, nirgendwo. Brüllend starre ich auf die Bilder an der Wand. Hässliche Bilder in billigen Rahmen – mit Blumen, Bergen und Bäumen. Ich balle meine Hand zur Faust und halte noch einen Moment lang inne. Ich atme noch einmal durch. Dann renne ich an die Wand und schlage mit voller Wucht die Glasscheiben der Bilderrahmen ein. Immer wieder und immer wieder. Die Splitter fliegen – und sie zerschneiden meine Hände. Die Scherben ritzen mir die Haut auf. Es fängt an zu bluten, und es tropft auf den Boden. Eigentlich sollte das jetzt ziemlich wehtun, aber ich merke nichts. Die Wut regiert alle Gefühle und Gedanken. Mein Körper ist voller Adrenalin, und ich schreie weiter: »Lasst mich endlich raus!« Ich zerschlage jedes einzelne dieser unerträglichen Scheißbilder. Und dann kommen sie: die Männer und Frauen

in den weißen Kitteln. »Patrick, beruhig dich!«, ruft Zivi Henning. Aber die anderen sind mir egal. Man kann der Wut nicht einfach gut zureden, sie ein bisschen streicheln, damit sie zu schnurren beginnt. Ich mache weiter, bis mich plötzlich fünf Leute auf einmal packen. Mit aller Kraft zerren sie mich den Gang runter. Ich spucke in ihre Gesichter, trete wild um mich – ich schlage einfach überallhin, wo es nur geht. Es hilft alles nichts. Diese Wichser schleifen mich in ein kahles Zimmer mit einer Liege, drücken mich darauf, halten mich fest und fesseln mich. Sie schnallen dicke Ledergurte um meine Arme und Beine. Jetzt kann ich nichts mehr machen. Okay, ich kann noch immer schreien und fluchen. Ich bin so verzweifelt, dass mir Tränen die Wangen herunterlaufen. Es hört gar nicht mehr auf. Ich bin vollkommen hilflos – jetzt werde ich offiziell für verrückt erklärt. »Du hast kein Recht, hier so durchzudrehen«, sagen diese Typen zu mir und lassen mich dann liegen. Allein. Kein Ton ist zu hören in dem Zimmer. Ich winde mich von links nach rechts. Ich schüttele panisch meinen Kopf. Ich will nur noch weg. Nach einer Stunde gebe ich auf. Die Fesseln schnüren mir eh schon das Blut ab. Alles tut weh. Und dann ist die Wut plötzlich verschwunden. Ich fange innerlich an zu lachen. Irgendwie ist die Situation so dermaßen beschissen, dass es schon wieder witzig ist. Wenn man endlich in der Klapse gelandet ist, dann sollte man sich wenigstens mal fesseln lassen, denke ich. Ich komme mir vor wie in einem Film. Wie in meinem Film, der in einer Nervenheilanstalt in Berlin-Lichtenberg spielt. Ich bin gerade erst 14 Jahre alt und spiele die Hauptrolle. Bombe! Herzlich willkommen in meinem Leben.

Die erste Erinnerung

Aber fangen wir doch hübsch von vorn an. Eine einfache Kindheit hatte ich definitiv nicht. Schon bei der Geburt war ich zu schnell, ich war viel zu klein und wäre beinahe, noch bevor es spannend wurde, gestorben. Natürlich habe ich überlebt – sonst wäre das Buch ja an dieser Stelle schon vorbei. Ich war also als Baby ein halbes Hemd. Aber: Ich sah ganz süß aus. Ich hatte große blaue Augen, nur wenige Haare auf dem Kopf und eine kleine Steckdosennase. Auf der Straße wurde meine Mama von allen beneidet und von wildfremden Menschen angesprochen. »Sie sollten Ihr Kind zum Film schicken. Oder zur Werbung!« Aber aus meiner Karriere als Kinderstar wurde nichts. Meine Mutter hatte zu viele andere Dinge im Kopf.

Sie war Schneiderin. Mein Vater war Alkoholiker. Und nebenbei Truckfahrer. Vielleicht war es auch umgekehrt, jedenfalls waren meine Eltern keine asozialen Penner, sie haben ihr Leben lang hart gearbeitet. Meiner Mutter war es enorm wichtig, nach außen den Schein einer anständigen Familie zu wahren, aber tief im Inneren sah die Sache natürlich anders aus. Ich habe nie mitbekommen, dass die beiden sich lieb gehabt hätten. Bei uns gab es keine Umarmungen, keine Küsse. Eigentlich ist Streit das Einzige, woran ich mich erinnern kann. Eine der ersten Szenen, die mir im Gedächtnis geblieben ist, ist folgende: Ich muss etwa drei Jahre alt gewesen sein und saß mit meiner Mama am Esstisch. Ich löffelte begeistert meinen Lieblingsbrei mit Äpfeln – davon konnte ich nicht genug bekommen, den würde ich noch essen, bis ich fünf oder sechs Jahre alt war. Ich mampfte und mampfte. Essen hat mich einfach schon damals ziemlich glücklich gemacht. Während ich dasaß und futterte, lief meine kleine Spieluhr im Hintergrund.

Ding-Dingeling-Ding. Sie spielte mein Lieblingslied, und ich war einfach nur happy. Der perfekte Moment, nichts störte unsere kleine Familienzufriedenheit. Dann schloss mein Vater die Haustür auf und trat mit einem Knall in die Wohnung. Er hatte immer Cowboystiefel an, seine Schritte taten mir in den Ohren weh, so scharf klackerten die Absätze an diesem Abend über den Holzboden. Er lief, ohne uns zu begrüßen, in die Küche zum Kühlschrank. Riss die Tür auf. Stille. Schlug Sekunden später den Kühlschrank wieder zu. Es schepperte, und mein Vater schrie: »Wo ist mein Bieeeeer? Ich hab Durst!« Seine Stimme hallte durch die ganze Wohnung. Ich rutschte unruhig auf meinem Stuhl hin und her. Natürlich wusste ich nicht, was los war – aber ich hatte deutlich das Gefühl, dass gleich etwas Schlimmes passieren würde. Meine Mutter warf mir einen ängstlichen Blick zu, dann stand sie auf und ging in Richtung Küche zu meinem Vater. Ich hörte, wie sie tief durchatmete, bevor sie den Raum verließ. Mein Vater kam ihr schon auf dem Flur entgegen, und bevor sie auch nur ein Wort zu ihm sagen konnte, schlug er ihr mit der flachen Hand ins Gesicht. Ich konnte im Esszimmer den lauten Knall hören. Ich bekam Panik und schrie. Meine Mutter dagegen sagte keinen Ton, sie schloss nur schnell die Tür hinter sich. Und ich saß allein im Zimmer – auf einem Kissen auf meinem Kinderstuhl. Ich wusste nicht, ob ich aufstehen oder sitzen bleiben sollte. Ich wusste nicht, ob ich mit den Beinen strampeln durfte oder besser mucksmäuschenstill sitzen blieb. Ich sackte in mich zusammen. Durch das Milchglas der Esszimmertür konnte ich in den Flur sehen. Verschwommen, aber ausreichend deutlich sah ich, wie mein Vater weiter auf meine Mutter einschlug. Seine Hand raste immer wieder auf sie zu. Immer wieder und immer wieder. Er war unfassbar brutal. Mama wimmerte erst leise, dann ließ sie plötzlich einen schrillen Schrei los. Ich wollte auch schreien, aber ich brachte keinen Laut

heraus. Ich wollte nicht, dass jemand meiner Mama wehtat. Ich wollte nicht, dass mein Vater so wütend war. Im Hintergrund lief noch immer die Spieluhr, aber die Melodie war jetzt nicht mehr schön. Sie klang wie der Soundtrack zu einem Psychothriller ...

Und Tschüss!

Was tat sie da? Ich sah, wie meine Mutter hysterisch irgendwelche Sachen in große Taschen und Plastiktüten packte. Pullover, Hemden, T-Shirts, Unterhosen. Unter Tränen räumte sie die Schränke aus. Zwischen durch schrie sie unzusammenhängende Satzbrocken, die irgendwie mit meinem Vater zu tun hatten. Ich schaute sie nur verwirrt an. »Mama, was ist los?«, fragte ich. »Er muss raus hier«, schrie sie hysterisch und sprang durchs Zimmer. Als ich am nächsten Tag aus dem Kindergarten kam, sah unsere Wohnung seltsam leer aus, und meine Mutter strahlte. Sie schien erleichtert. Und mein Vater? Der war weg. Sie hatte ihn rausgeschmissen, mit seinen Siebensachen einfach vor die Tür gesetzt. Und Tschüss! Den Zeitpunkt hatte sie bewusst gewählt, ich war ja im Kindergarten gewesen und hatte von all dem nichts mitbekommen. Als ich fragte: »Mama, wo ist Papa?«, da sagte sie nur: »Er wohnt nicht mehr bei uns.« »Aber warum? Kommt er jetzt nie mehr wieder?« Eine Antwort darauf habe ich nicht bekommen.

Mein Vater kam schneller zurück als erwartet: Eines Nachts, als ich bereits friedlich im Bett lag und von einer besseren Welt voller Bauklötze und Matchbox-Autos träumte, wurde ich von lauten Schreien geweckt. Die Stimme erkannte ich sofort. Mein Vater stand unten vor

dem Fenster, war besoffen und brüllte verzweifelt: »Ich will wieder rein. Macht endlich die Tür auf.« Er klingelte Sturm. Einmal. Zweimal. Dreimal. Ich zuckte bei jedem Klingelton zusammen. Aber meine Mutter machte nicht auf, sie tat so, als würde sie nichts hören. Wir wohnten oben im dritten Stock, und trotzdem war die Stimme meines Vaters gut zu verstehen. Ich lag mit aufgerissenen Augen im Bett und starrte an die Zimmerdecke. Ich bewegte mich keinen Zentimeter, krallte mich nur mit beiden Händen an der Bettdecke fest. Dann ließ mich ein extrem lautes Geräusch panisch zusammensucken: Ein großer Ziegelstein flog mitten durch das Wohnzimmerfenster. Es klirrte, und ich hörte, wie Tausende Splitter in die Wohnung krachten. Ich sprang auf und lief ins Wohnzimmer und sah, wie meine Mutter sich in ihrem weißen Nachthemd durch das Loch in der Scheibe lehnte. »Geh endlich weg! Lass uns einfach in Ruhe!« »Nein, ich will zurück. Wir sind eine Familie.« »Vergiss es. Es ist zu viel passiert. Verpiss dich.« Dann drehte sie sich zu mir um. »Und du pass auf wegen der ganzen Splitter«, befahl sie in strengem Ton. Sie nahm mich an der Hand und brachte mich in mein Zimmer zurück. Mein Vater verschwand unterdessen draußen wieder in der Nacht.

Trotz solcher Aktionen erlaubte meine Mutter es meinem Vater, mich regelmäßig zu sehen. »Ich will dir nicht deinen Sohn wegnehmen«, versprach sie ihm am Telefon. Ich vermisste ihn sehr und war erleichtert, dass er mich einmal pro Woche von zu Hause abholen durfte. Egal, was er angestellt hatte, er war mein Vater, und ich konnte mir keinen anderen vorstellen. Zugegebenermaßen waren unsere Treffen alles andere als kinderfreundlich. Mein Vater nahm mich mit in seine abgefuckte Lieblingskneipe mitten in der Siedlung. Es stank nach Qualm und Bier, am Tresen saßen immer die gleichen arbeitslosen

Alkoholiker, und alle waren mindestens 30 Jahre älter als ich. »Was machen wir hier?«, fragte ich. »Patrick, setz dich dahin«, sagte er und hob mich hoch auf einen hölzernen Hocker am Flipper-Automaten. Er warf 50 Pfennig in den Schlitz, und ich drückte auf den leuchtenden Knöpfen rum. Während ich da rumzockte, ging er an die Bar zu seiner Alki-Gang und bestellte sich ein Bierchen. Und aus einem wurden dann zehn. Das Geld für den Automaten war nach ein paar Minuten verbraucht, also saß ich tatenlos rum und sah zu, wie er immer besoffener wurde und irgendwelchen Schwachsinn erzählte. »Ich will nach Hause«, stöhnte ich nach drei Stunden, aber mein Vater hatte noch immer Durst. Ich lief von links nach rechts, zupfte ihn am Bein, fragte immer wieder, wann wir gehen könnten, und irgendwann gab er schließlich nach. Wankend brachte er mich nach Hause. Dabei erzählte er mir immer wieder, wie gemein meine Mutter doch sei und wie gern er wieder mit uns zusammenwohnen würde. Und so unangenehm mir der Nachmittag in der Kneipe gewesen war, ich konnte meinen Vater auch verstehen – er war ziemlich einsam.

Wenn wir nicht in der vergammelten Pinte hockten, saßen wir zusammen in seiner neuen Einzimmerwohnung vor dem Fernseher. Kinder-sendungen gab's da keine. Wir guckten sein Lieblingsprogramm: Action-Thriller und alte Westernfilme. »Hast du keine Bugs-Bunny-Videos da?«, fragte ich. »Nö«, sagte er achselzuckend und starrte weiter in den Flimmerkasten. Egal, dachte ich mir. Ich fand's irgendwie auch cool, von seiner Couch auf den riesigen Fernseher zu glotzen. Ich fühlte mich mit vier Jahren schon richtig erwachsen. Meine Mutter war nicht ganz so begeistert – als sie mitbekam, was er da für ein Zeug mit mir unternahm, war endgültig Schluss. Sie beschwerte sich beim Jugendamt, und ein paar Tage später war er sein Sorgerecht los. Meine

Mutter verkündete mir, dass er jetzt ganz aus meinem Leben verschwinden würde. Die Worte trafen mich hart. Ganz verlieren wollte ich ihn unter keinen Umständen. »Werde ich Papa wiedersehen?«, fragte ich mit Tränen in den Augen. Meine Mutter antwortete nicht, sie konnte mich nicht einmal ansehen. Und mir wurde klar: Sie wollte diesen Mann für immer aus ihrem Leben streichen. Jetzt saß ich da – ohne einen Vater. Nicht einmal eine Verabschiedung war noch drin gewesen. Der Kontakt war von heute auf morgen abgerissen. Es war, als würde es meinen Vater nicht mehr geben – als wäre er tot.

Erst zwanzig Jahre später sollte ich ihn wiedertreffen.

Der Sandkastenterrorist

Satansbraten, Rotzlöffel, Horrorgöre, Drecksbalg! Das waren so die Freundlichkeiten, die mir von nun an täglich an den Kopf geworfen wurden. Ich hatte mich nicht unbedingt zu meinen Gunsten entwickelt: Süß war einmal, jetzt war ich ein schlimmer Junge. Im Kindergarten kam ich wirklich mit niemandem klar. Ich blockte total ab, hatte keine Lust auf die Erzieher und schon gar nicht auf die anderen Kinder. Meine ehemals so strahlend blauen Augen waren plötzlich traurig. Ich zog ganz allein mein Ding durch, malte ein paar Bilder oder spielte im Sandkasten. Wenn mich jemand nervte, drehte ich durch: Ich prügelte mich mit den Jungs, jagte sie mit meiner kleinen gelben Plastikschaufel beim Spielen quer durch den Garten, und ich liebte es, den Mädchen ein Bein zu stellen. Meine Mutter bekam einen Beschwerdeanruf nach dem anderen: »Ihr Patrick hat meinen Sohn verhauen!« »Ihr Kind hat

meine Tochter an den Haaren gezogen!« »Bringen Sie Ihrer Scheißgöre endlich Benehmen bei!« Meine Mutter reagierte, indem sie mir ihre Enttäuschung zeigte. »Patrick, was sollen die Leute nur denken? Du musst ein lieber Junge sein. Oder willst du, dass alle schlecht über uns reden?« Ihre Worte trafen mich hart. Meine Mutter schämte sich für mich. Ich musste unbedingt versuchen, wieder der nette Patrick zu werden.

Und irgendwie wollte ich ja auch Freunde haben. Beliebt sein. Einfach normal sein. Aber seitdem mein Vater weg war, hatte ich diese Wut in mir, und die Wut ließ sich von Anfang an nur schwer kontrollieren. Ich schrie, schlug und biss nach allen Seiten. Mir fehlte der Vater, zu dem ich aufschauen konnte, den ich respektierte. Ich musste schon damals mein eigener Held sein, und mit dieser Rolle war ich vollkommen überfordert. Ich war aggressiv ohne Ende und ließ die Wut an allem und jedem aus. Der einzige Ort, an dem ich zumindest ansatzweise friedlich blieb, war der Spielplatz, zu dem mich meine Mutter und ihre Freundin Susanne immer schlepften. Dort war ich so sehr mit meiner Aufgabe als Architekt von Sandburgen beschäftigt, dass ich meine Wut manchmal für mehrere Stunden vergaß. Hin und wieder bewarf ich zwar eines der anderen Kinder mit Sand, aber dann widmete ich mich gleich wieder meinen Förmchen. Doch eines Tages passierte etwas Seltsames mit mir auf dem Spielplatz: Während ich wieder einmal hoch konzentriert in der Sandkiste buddelte, konnte ich plötzlich überall um mich herum das Gesicht meines Vaters sehen, und ich stellte mir vor, wie schön es wäre, wenn er jetzt neben mir im Sand knien und stolz mit mir das Fähnchen oben in die Burg stecken könnte. Ich dachte die ganze Zeit an ihn und konnte mir einfach nicht erklären, warum er mich nicht mehr besuchen kam. Dass es ja eigentlich meine

Mutter gewesen war, die den Kontakt verboten hatte, blendete ich in dem Moment total aus. Hat mich Papa etwa nicht mehr lieb?, fragte ich mich plötzlich. Hab ich irgendetwas falsch gemacht? Vielleicht hatte ich ihn ja schrecklich enttäuscht, so wie ich auch meine Mutter ständig enttäuschte, und er hatte deshalb einfach die Nase voll von mir? Ich saß in der Sandkiste und kam mir vollkommen allein vor. Ich konnte nicht ertragen, dass ich selbst womöglich meinen Vater vertrieben hatte, das Gefühl war einfach zu groß für mich. Es machte »Klick« in meinem Kopf, und die Wut war wieder da. Wie von der Tarantel gestochen, lief ich zu Susanne, der Freundin meiner Mutter, und baute mich schreiend und heulend vor ihr auf. Sie guckte nur völlig irritiert. Dann sprang ich sie an und landete direkt auf ihrem Schoß. Mit meinen kleinen Milchzähnen biss ich ihr so fest in den Arm, dass er zu bluten anfang. »Was machst du da, Patrick? Spinnst du?«, brüllte mich meine Mutter an. Wenn sie mich nicht zurückgezogen hätte, hätte ich Susanne ein ganzes Stück Fleisch herausgerissen. Meiner Mutter war das Ganze unendlich peinlich. »Sorry, Susanne. Ich weiß auch nicht, was mit dem Kleinen los ist. Ich verspreche dir, dass so etwas nicht mehr vorkommen wird. Es tut mir so leid.« Wieder einmal schämte sie sich für mich und zerrte mich an der Hand hinter sich her zu uns nach Hause.

Am nächsten Tag klingelte die Freundin an der Tür und zeigte uns wütend ihre Wunde. Die Bissstelle war total entzündet. Alles war ganz dick angeschwollen und hatte sich grün und blau verfärbt. Als ich das sah, konnte ich mir meine Aktion selbst nicht mehr erklären. Ich fühlte mich schrecklich. Wahrscheinlich hätte ich eine ordentliche Tracht Prügel verdient gehabt, aber meine Mutter hat mich nie geschlagen – nur gemeckert hat sie, und das ständig. »Du bist echt zu nichts zu gebrauchen«, war einer ihrer Lieblingssätze. Ich sehnte mich danach,

dass sie mich in den Arm nahm und mich tröstete, aber das kam so gut wie nie vor. Ich fühlte mich klein und nutzlos und allein – eigentlich meine ganze Kindheit hindurch.

Papa 2.0

Und da war er auf einmal: der neue Typ an Mamas Seite. Er hieß Erich Losensky, war Taxifahrer, hatte ein weiches Gesicht und lange braune Haare. Mit seinem wuscheligen Vollbart war er eindeutig der Typ Teddybär. Er schien mir fast schon zu soft für unsere zerrüttete Familie. So einen netten Menschen wie ihn hatte ich bis dahin noch nicht kennengelernt. Ich sah Erich an diesem Tag aber nicht zum ersten Mal: Vor ein paar Wochen hatte ich ihn noch Hand in Hand mit unserer Nachbarin durch die Siedlung laufen sehen. Und nun sollte er plötzlich der neue Freund meiner Mutter sein? Als er zum ersten Mal zu Besuch in unsere Wohnung kam, schaute ich ihn an, als wäre er ein Alien. »Wer bist du?«, wollte ich wissen. »Hallo, Patrick. Ich bin der Erich.« Er lächelte freundlich. Ich reagierte skeptisch und sagte erst einmal gar nichts. Ich dachte noch immer an meinen Vater und hatte dementsprechend wenig Bock auf eine neue Person in unserer Familie. Erichs Annäherungsversuche waren zunächst allesamt zum Scheitern verurteilt. Je mehr er sich ins Zeug legte, desto unfreundlicher blökte ich ihn von der Seite an, weil ich hoffte, dass meine Mutter auf mich aufmerksam werden und es sich dann noch einmal anders überlegen würde. Ich hatte nicht das geringste Interesse, ihn zu akzeptieren, obwohl er eigentlich genau der Vater gewesen wäre, den ich so dringend brauchte. Seltsamerweise mochte mich Erich trotz meiner Art. Zumindest tat er immer so. Und:

Er war viel herzlicher als meine Mutter. Sie war meistens streng und zeigte mir die kalte Schulter – meine Probleme tat sie in der Regel uninteressiert ab. Erich aber war für mich da, und das merkte ich dann auch irgendwann. Er hörte mir sogar zu, wenn ich Sorgen hatte. Das war völliges Neuland für mich.

Dass er dann gleich ein paar Wochen später bei uns einzog, warf uns allerdings noch einmal weit zurück. Er hatte einen sehr eigenartigen Lebensrhythmus: Er fuhr nachts Taxi und schlief dann den ganzen Tag. Wenn ich vom Kindergarten nach Hause kam, kroch er gerade erst verzottelt aus dem Bett, und dabei war er mir noch fremd und gleichzeitig schon zu nah. Sogar unsere schwarze Katze Felix war total genervt, denn Erich hatte seinen Kater Otto mitgebracht. Die beiden kratzten sich vor lauter Hass fast die Augen aus – da Felix natürlich sein Revier verteidigen wollte. Und ganz ähnlich war es bei Erich und mir.

Zu meinem Geburtstag startete er wieder einen Annäherungsversuch: Er schenkte mir das geilste Mountainbike der ganzen Nachbarschaft. Er hatte es mir in der Nacht zuvor ganz leise in mein Zimmer geschoben, während ich tief und fest schlief. Er hatte sogar einen Bart-Simpson-Gasballon an den Lenker geknotet – was damals meine absolute Lieblings-TV-Figur war. Volltreffer! Als ich am Morgen meines Geburtstags aufwachte, konnte ich gar nicht glauben, was ich da sah, und rieb mir verwundert die Augen. So was Cooles hatte keiner bei uns in der Gegend.

Und so hatte Erich es schließlich geschafft: Er stieg in meiner Achtung. Und wie! Ich schnappte mir mein neues Fahrrad und lief im Pyjama raus damit auf die Straße. Als ich den blinkenden Chromlenker anfas-

ste, auf den Sattel stieg und in die Pedale trat, packte mich ein irres Glücksgefühl. Ich spürte den Fahrtwind in meinem Gesicht und merkte, wie alle anderen Kinder mich auf einmal neidisch anguckten. Das war einfach nur geil! Ich fuhr drei Runden um den Block und kam völlig außer Atem wieder in die Wohnung zurück. Meine Mutter sah mich streng von oben an und sagte: »Patrick, jetzt bedanke dich doch mal anständig bei deinem neuen Papa!« Und kaum hatte sie diesen Satz ausgesprochen, war es zwischen mir und Erich wieder vorbei. Mein neuer Papa? Auf keinen Fall! Ich presste ein kaltes »Danke« heraus und drehte mich weg. »Der Junge ist eifersüchtig«, belächelte meine Mutter die angespannte Situation. Für mich dagegen gab es von diesem Tag an nichts mehr zu lachen. Ich wollte keinen neuen Vater. Niemals.

Wenige Tage nach meinem Geburtstag zwang mich meine Mutter dazu, Erichs Nachnamen anzunehmen. Vorher hatte ich natürlich geheißen wie mein leiblicher Vater, aber weil der für meine Mutter ja gestorben war, ging das nun nicht mehr. Sie wollte meinen Vater für immer aus ihrem Leben streichen und nicht einmal durch seinen Namen an ihn erinnert werden. Und deshalb sollte ich von nun an auf den Namen Patrick Losensky hören. Ich hatte keine andere Wahl. Ich wurde nach einem Mann benannt, den ich kaum kannte, nach einem Fremden. Ich saß in meinem Zimmer und murmelte diesen Namen vor mich hin, ohne dass sein Klang etwas mit mir zu tun gehabt hätte, da spürte ich, dass die Wut so mächtig in mir aufstieg wie niemals zuvor. Ich schlich mich heimlich aus der Wohnung, um draußen vor dem Haus die Speichen aus meinem Mountainbike zu treten.

Bumsende Eltern

Unsere Bude in Lichterfelde war ziemlich klein. Wir lebten auf engstem Raum: Ich hatte zwar mein eigenes Kinderzimmer, aber meine Mutter und Erich schliefen auf einer ausziehbaren Couch im Wohnzimmer. Für eine Dreizimmerwohnung reichte das Geld damals nicht.

Eines Abends wollte ich wie immer nicht schlafen gehen. Kurz nach neun Uhr schob mich meine Mutter dann einfach vom Fernseher weg und schrie mir ihren Gutenachtgruß hinterher. »Ab ins Bett, und vergiss nicht, dir die Zähne zu putzen!« Sie wollte mich einfach loswerden. Aber so leicht ließ ich mich nicht abschieben. Während ich vorm Badezimmerspiegel stand und mir selbst tief in die Augen blickte, fasste ich den eisernen Entschluss: »Ich geh noch nicht ins Bett. Das ist doch was für Langweiler.« Ich spuckte den Zahnpastaschaum ins Becken und rannte wie wild geworden zurück ins Wohnzimmer. »Ich bin wieder da«, rief ich, riss beide Arme nach oben und freute mich schon auf eine weitere Runde »A-Team«. Ich wollte auf die Couch springen, sah dann aber, dass meine Mutter und Erich sich gerade einen langen, schlabbigen Zungenkuss gaben. »Bääh, was macht ihr denn da?«, fragte ich angewidert. »Geh jetzt endlich schlafen, Patrick. Kannst du nicht ein einziges Mal tun, was ich dir sage?« Meine Mutter war total genervt und jagte mich in mein Zimmer. Ich hörte, wie sie die Wohnzimmertür hinter sich zuzog. Jetzt lag ich da in meinem Bett und hatte erst recht keinen Bock einzuschlafen. Trotzdem machte ich das Licht aus. Ich dachte nach, kam aber auf keinen neuen Plan, wie ich zurück vor den Fernseher kommen könnte. Vor lauter Grübeln fielen mir irgendwann die Augen zu, ich schlief ein. Wenige Minuten später wurde ich wieder geweckt – ich hörte komische Geräusche aus dem Wohnzimmer. Es

klang so, als würden irgendwelche Tiere seltsame Laute von sich geben. Außerdem quietschte und knarrte es ganz fürchterlich in einem schnellen Rhythmus. Und das immer lauter. Was ist da los?, fragte ich mich. So was hatte ich noch nie gehört. Ich sprang auf, zog mir meine Hausschuhe an und schlich auf Zehenspitzen zum Wohnzimmer. Die Geräusche wurden immer eigenartiger und schneller. Ich öffnete behutsam die Tür einen kleinen Spalt und sah, wie Erich ohne Klamotten auf meiner ebenfalls nackten Mutter lag und sich ganz schnell bewegte. Die beiden schwitzten. Ich war geschockt. Sie stöhnten und hatten die Augen fest geschlossen. Minutenlang starrte ich hin und wusste nicht, was ich tun sollte. Die beiden bemerkten mich nicht. Muss ich sie retten?, überlegte ich. Die taten sich sonst noch weh, so komisch, wie die jaulten. Völlig gedankenverloren lehnte ich mich an die halb geschlossene Tür und stolperte plötzlich ins Zimmer hinein. Mit einem Knall flog ich der Länge nach hin, und die beiden schreckten auf. Panisch drehten sie ihre Köpfe zu mir. Mama schrie. Erich auch. Und ich gleich mit. »Was macht ihr denn da?«, fragte ich und guckte die zwei mit großen Augen an. »Gehst du wohl zurück in dein Zimmer«, bekam ich nur zur Antwort. »Aber ich kann doch nicht schlafen«, erwiderte ich verzweifelt. »Schluss jetzt. Du gehst!« Die Stimme meiner Mutter klang hysterisch. Verstört fragte ich mich: Warum sagen die mir nicht, was die da machen? Ich war stinksauer, verkroch mich unter meiner Decke und lauschte dem wilden Treiben noch eine ganze Weile. Ich hielt mir die Ohren zu, aber durch die dünnen Wände blieb mir nicht viel erspart. Erst eine halbe Stunde später, nachdem beide einmal laut aufgeschrien hatten, war es dann endlich ruhig.

2. SCHWER ERZIEHBAR

Schultütentherapie

Das Gefühlschaos zu Hause wurde immer belastender. Meine Mutter war nur noch am Meckern – und meinen neuen Vater konnte ich als solchen einfach nicht akzeptieren. Erich war ein netter Typ, ich hätte mich gern mit ihm angefreundet, aber genau das konnte ich mir nicht erlauben, weil ich mich damit meinem wirklichen Vater gegenüber als Verräter gefühlt hätte. Ich war todunglücklich. Und mit dem Gedanken, dass ich jetzt auch noch in die Schule gehen sollte, konnte ich mich erst recht nicht anfreunden. Der erste Schultag rückte mit großen Schritten näher, und als es schließlich so weit war und ich an meinem Schreibtisch in der Mercator-Grundschule Platz nehmen musste, fühlte ich mich sofort total unwohl. Die ganzen anderen Kinder waren von ihren Müttern und Vätern gebracht worden und schienen es tatsächlich kaum erwarten zu können, dass der Unterricht begann. Ich hätte am liebsten in meine Schultüte gekotzt.

Und es wurde mit jedem Tag schlimmer. Kein Wunder – ich machte mich bei meinen Klassenkameraden sofort unbeliebt: Wenn ein Mädchen zu dick war oder hässliche Klamotten trug, machte ich meine

Scherze oder verarschte sie einfach. Die Gemeinheiten sprudelten aus mir heraus, ohne dass ich großen Einfluss darauf hatte. Es war, als würde ein kleiner Teufel in mir drin hocken, dem ich nun beim Fluchen zuhören konnte. Die Mädels taten mir zwar irgendwie leid, wenn sie dann flennten, aber gegen meinen Teufel konnte ich nichts ausrichten. Und im Unterricht war ich ständig unkonzentriert. Ich war der Junge mit der großen Klappe, der niemals zuhörte. Es dauerte also nicht lange, bis meine Mutter den ersten Beschwerdeanruf von meiner Klassenlehrerin bekam. Die Konsequenzen ließen nicht lange auf sich warten. Meine Mutter hatte wie immer sofort die perfekte Lösung für ihr Problem parat: »Du bist gestört, du brauchst Hilfe«, stellte sie mit gerümpfter Nase fest. Auch sie war mit der ganzen Situation allmählich überfordert und hatte nicht die Kraft, sich noch weiter mit ihrem missratenen Sohn auseinanderzusetzen. Und deshalb schickte sie mich, als ich sieben Jahre alt war, erstmals zum Seelendoktor.

Die Kinderpsychologin hieß Dr. Barbara Uhlmann-Lubich. Und meine Mutter hatte natürlich nicht einmal Zeit, um mich zu meiner ersten Sitzung zu begleiten. Sie musste in die Schneiderei und erklärte mir nur kurz den Weg. »Pass auf dich auf, und stell nichts an«, gab sie mir noch mit. »Was soll ich denn da?«, fragte ich verzweifelt. Ich verstand die Welt nicht mehr. »Du bist krank«, sagte sie und klang dabei selbst ein bisschen unsicher. »Du wirst sehen, das ist gut für dich. Bald bist du wieder ein ganz lieber Junge.« Ob das so stimmte? Ich fühlte mich nicht krank, ich war bloß wütend, weil ich meinen Vater vermisste und nicht wusste, wie ich mit dem netten Erich umgehen sollte. Aufgeregt zog ich meine Jacke an und ging auf die Straße. Ich hatte keine Ahnung, was mich erwarten würde, aber ich hatte zumindest keine Angst vor der U-Bahn. Ich freute mich